



ARCUS

NORBERT
MARIA
KRÖLL

ROMAN

kremayr
scheriau
noir

kremayr
scheriau

© Verlag Kremayr & Scheriau 2024
Bitte beachten Sie die Sperrfrist bis 10. September!

Norbert Maria Kröll

ARCUS

Roman

KREMAJR & SCHERIAU

© Verlag Kremayr & Scheriau 2024
Bitte beachten Sie die Sperrfrist bis 10. September!

ERSTER TEIL

Zum Erben muss man geboren sein.

Margret Kreidl

Sie dachten, wir würden unser Geld verwenden,
um eine Aussage über Kunst zu machen,
und in Wirklichkeit haben wir mit unserer Kunst
eine Aussage über Geld gemacht.

Bill Drummond

1

Der Familiennotar hatte ihm die Geldsumme genannt. ... *und vierundsiebzig Cent*, hatte er gesagt, und Arcus hörte aus der Art, wie er die Summe aussprach, einen Hauch von Stolz heraus. Und vierundsiebzig Cent. Das war alles, was sich Arcus von diesem Gespräch merken konnte. Es war im Grunde kein Gespräch gewesen. Arcus hatte nichts gesagt, bloß still genickt, nachdem er den Betrag und die Firmennamen gehört oder eigentlich nicht gehört hatte. Und vierundsiebzig Cent. Mit einem leisen Seufzer unterzeichnete er die Dokumente, als wären die Informationen, die darin festgehalten waren, eine unangenehme Bürde. Als er den goldenen Füllfederhalter, dessen Protzigkeit ihn beinahe zum Lachen brachte, vorsichtig neben die aufgeklappte Ledermappe legte, fiel sein Blick auf das fein geschliffene Wasserglas, das ihm ein Gehilfe des Notars kurz nach seinem Eintreffen wortlos auf einem Tablett serviert hatte. Die späte Nachmittagssonne spaltete ihre Strahlen in den Verwerfungen des kostbaren Gefäßes, als würde sie aus purer Freude ihre Essenz preisgeben und auf der spiegelnden Oberfläche auffächern. Arcus dachte sogleich an Pink Floyds Albumcover von *Dark Side of the Moon*, und dann – natürlich – an den Song *Money*.

Er fühlte sich auf einmal, als stünde hinter ihm ein Sumoringer und würde sein ganzes Gewicht auf Arcus' Schultern pressen. Und vierundsiebzig Cent. Arcus erhob sich, schüttelte die Hand des Ver-

mögensverwalters und des Finanzberaters, dann die des Notars, der Arcus' Hand in seine nahm, wie um ihm mitzuteilen, dass nun er der Chef sei und sich gut überlegen müsse, wie er mit der Erbschaft verfahren wolle. Ein Gehilfe öffnete ihm schwungvoll die massive Eichentür, während der Notar selbst seine Hand auf Arcus' Rücken legte, sodass er den Eindruck bekam, sanft aus dem Büro hinausgeschoben zu werden. Womöglich hatte der Notar, der ihm noch vor der Unterzeichnung mit feuchten Lippen mitgeteilt hatte, dass es sich in solchen Fällen wieder mal auszahle, in einem Land ohne Erbschaftssteuer zu leben, instinktiv gespürt, dass Arcus ihn so schnell nicht wieder besuchen kommen würde. Dass er sich um Leute wie ihn nicht kümmerte, dass sie für ihn, wenn überhaupt, ein unvermeidliches Übel waren, das er von nun an zu ertragen hatte, ganz im Gegensatz zu Ulrich, Arcus' kürzlich verstorbenem Vater, von dem der Herr Notar Zeit seines Lebens tiefste Wertschätzung erhalten hatte.

Die Tür wurde lautlos hinter dem Erben geschlossen. Der Vermögensverwalter und der Finanzberater waren beide im Büro des Notars geblieben. Kurz war dumpfes Gelächter zu vernehmen. Lachten sie über ihn? Am Empfang schenkte man Arcus ein lautloses Abschiedslächeln. Seine Sneakers, deren rechter vorn am Zeh ein Loch im Stoff hatte, glitten ebenso lautlos übers polierte Parkett. Die warme Luft, die draußen in seine Lungen strömte, nahm ihm, wie bei einem kräftigen Saunaaufguss, kurz den Atem. Und konnte es sein, dass er die Hitze des Asphalt durch die kaum mehr vorhandenen Sohlen seiner Sneakers hindurch spürte? Ob es gar an der Zeit war, fragte sich Arcus, ein neues Paar

zu erwerben? Im Halbschatten einiger halbhoher Bäume ging er die steile Parkstraße hinan und bog dann in eine enge Gasse ab. Doch anstatt nun sein Schrittempo zu erhöhen, blieb Arcus plötzlich stehen, drehte sich zur Seite, öffnete seine Hose und pinkelte durch den Maschendraht eines Gartenzauns. Ein älterer Herr, der ihm auf der anderen Straßenseite entgegenkam, brummte etwas Unverständliches. Ob sein Urin als Dünger für die Rosen gleich hinter den dunkelgrünen Metallstreben erhalten konnte oder aber einen langsamen Tod der Pflanzen hervorrief?

Ein paar Tropfen landeten auf seinem Zeigefinger. Als Kind war ihm das oft passiert. *Deine Hose stinkt schon wieder nach Urin. Dass du das, im Gegensatz zu allen anderen Gleichaltrigen, noch immer nicht beherrschst!/? Schämst du dich denn nicht, Marcus?* Die Stimme seiner Mutter war in seiner Erinnerung mit einem langen, dumpfen Hall versetzt. Er kniff die Augen fest zusammen, öffnete sie wieder und trocknete den benetzten Finger am Hosenbein ab. Arcus war kein Schwein. Er wusste, wie man sich benahm, wie man sich zu benehmen hatte. *Sei kein Ferkel, Marcus!* Sich mit Urin zu rächen, war – er musste kurz über sich selbst lachen – ein mickriges Aufbegehren. Vor allem, da Arcus bewusst war, dass egal, was er unternahm, ein Teil von ihm für immer mit diesem System der Bevorzugten verbunden bleiben würde. Er mochte noch so kritischer Künstler sein, das Leben eines Punks nachspielen und über die unsozial agierenden Reichen wettern; die Wir-sind-besser-als-die-anderen-DNA und die nicht abzuschüttelnde Aura des Privilegs hatte Arcus mit der Muttermilch aufgesogen, wohl gemerkt, ohne je gestillt worden zu

sein. Warum aber fühlte sich seine kümmerliche Rache trotz allem gut an, fundamental richtig? Und überhaupt: War er denn von nun an, fragte sich Arcus, nicht wieder einer von ihnen, einer von den Ungerechten, die von oben herab durch eine absurd verzerrte Optik auf die Gesellschaft blickten?

Erst jetzt wurde ihm bewusst, dass es das alte Grundstück der Liebochs war, das er begossen hatte. In wenigen Tagen würde er sie gesittet weinen sehen beim Begräbnis seiner Eltern, mit denen sie stets gut befreundet gewesen waren. Er konnte sich noch gut daran erinnern, wie er von Vater gezwungen worden war, mit den gleichaltrigen Lieboch-Zwillingen einen Tenniskurs zu belegen. Ach, wie gerne hatten sie ihn verlieren sehen!

Als ein Radfahrer um die Ecke kam, bemerkte Arcus, dass ihm noch der Penis aus der Hose hing. Er packte ihn in die Boxershorts, knöpfte die Jeans zu und schloss den Gürtel. Mit müden Beinen schleppte er seinen schmalen, großgewachsenen Körper weiter, und als wollten seine Schuhe sich nicht vom Asphalt trennen, schabten sie über die raue, dunkle Oberfläche. Nachdem Arcus einige Villen passiert hatte, kickte er mit der Schuhspitze gegen einen vor ihm liegenden Stein; dieser knallte gegen die Motorhaube eines parkenden Oldtimers. Niemand kam aus dem Haus gerannt, um ihn zu rügen. Arcus überlegte, ob er den Mercedes-Stern herunterreißen sollte, und ob dann jemand erscheinen würde, um ihn anzuzeigen und ihn bei der Gelegenheit auch gleich zu beschuldigen, dass er das ganze Geld nicht verdient habe, was der Wahrheit, so dachte Arcus, ziemlich nahekam. Niemand verdiente es, so viel Geld zu besitzen. Niemand. Mit gesenktem Blick, und dabei

eine kaum hörbare Melodie pfeifend, setzte er seinen Weg fort.

Arcus schüttelte den Kopf, als auf dem Straßenschild vor ihm das Wort *Fürstenstraße* in verschnörkelter Schriftart aufblitzte, dahinter der strahlend blaue Himmel, als begrüße man ihn, den verlorenen und nun endlich heimgekehrten Fürsten mit in der Kehle steckengebliebenem Jubelgeschrei. Für den Abend nahm er sich, um die Mühen des Tages vergessen zu machen, als kleines künstlerisches Projekt vor, die Fürstenstraße – wie zu Kindheitstagen – mit ein paar Pinselstrichen in *Furzenstraße* umzubenennen. Das würde ihn zumindest bis zum Einschlafen glücklich stimmen.

Als Arcus schließlich vor dem hohen, schwarzen Gittertor mit der Hausnummer 42 stehenblieb und auf dem Klingelknopf *Himmeltroff-Gütersloh*, seinen Familiennamen las, griff er, ohne zu wissen warum, in seine Hosentaschen und suchte darin nach Münzen. Hastig, und als hinge von dieser Tat irgendetwas Bedeutsames ab, addierte er ihren Wert: ... *und vierundsiebzig Cent*. Arcus musste lachen, zuerst zaghaft, dann immer lauter. Er hielt sich vor Lachen an den von der Sonne erhitzten Stahlstreben fest. Ein Mann mit blauem Arbeitsmantel, der soeben aus dem geöffneten Garagentor der Villa kam und wegen des Gelächters in Richtung Straße blickte, trat ihm, wohl um ihn zu verscheuchen, ein paar Schritte in der Einfahrt entgegen. Dann erst erkannte der Mann seinen neuen Arbeitgeber und nickte mit angewidertem Gesichtsausdruck – Arcus konnte sich auf die Entfernung aber auch getäuscht haben – in seine Richtung, streckte auf halbem Weg zum Gitter einen Arm aus und drückte

auf ein Gerät an seinem Schlüsselbund. Räuspernd richtete sich Arcus auf. Seine zu Fäusten geballten Hände umklammerten die Münzen. Das Tor öffnete sich mit leisem Rattern.

2

Seit beinahe drei Stunden saß Arcus auf dem mit Pölstern und Decken überladenen Sofa und versuchte, sich nicht zu bewegen. Nur sein Brustkorb bewegte sich mit seinem Atem. Jahrelang hatte er hier nicht mehr gegessen. Arcus' Augen waren weiter geöffnet, als man es um diese Uhrzeit vermuten mochte, er starrte geradeaus zum Kamin und auf den riesigen Flachbildfernseher darüber, den noch Johannes, sein sechs Jahre älterer Bruder, kurz vor seinem Tod um knappe hunderttausend Euro gekauft und an der Backsteinwand hatte anbringen lassen. Arcus war zu Ostern zufällig ein paar Tage zuhause gewesen und hatte bei der Montage behilflich sein wollen. Johannes hatte durch seine perfekten Zähne gezischt und gemeint, dass es dafür doch Arbeiter gebe, Idioten mit Schweißflecken unter den Achseln, die für eine gute Ausbildung zu dumm seien.

»Du bist doch nur unfähig, mit einem Bohrer umzugehen«, hatte Arcus gesagt.

»Bullshit.«

»Außerdem bist du herablassend, um deine Unfähigkeit zu vertuschen.«

»Und du bist ein dreckiger Verräter«, hatte Johannes gesagt, mit der Faust ausgeholt und so getan, als würde er in Arcus' Gesicht schlagen. »Nein, du bist den Hieb nicht wert.«

»Du hast Angst, dir einen Fingerknochen zu brechen«, hatte Arcus festgestellt. »Deshalb schlägst du nicht zu.«

»Schnauze!«

Über dem Fernseher prangte ein Hirschkopf mit seinem beinahe unrealistisch groß wirkenden Geweih. Die dunklen, ausdruckslosen Glasaugen des ausgestopften Tiers, die schwarz spiegelnde Fläche des Bildschirms und die rußigen Rückstände im Kamin bescherten Arcus Gänsehaut. Rechts neben dem Hirsch war eine silberne, am Lauf mit einem Blumenmuster verzierte Pistole befestigt. Ob der Hirsch mit diesem Mordgerät erlegt worden war? Arcus musste an Tschchow denken.

Eine dicke Fliege brummte zum dritten Mal dicht an seinem Kopf vorüber. Arcus bildete sich ein, an seiner linken Schläfe einen sanften Luftzug von den Flügelschlägen verspürt zu haben. Das Brummen verstummte. Dann hob es wieder an, entfernte sich nach hinten in den Speisesaal. Von Zeit zu Zeit blinzelte Arcus, wie um seine Gedanken in kurze Kapitel zu gliedern.

Die ersten Sonnenstrahlen fielen durch die für die Größe des Wohnzimmers relativ kleinen Fenster horizontal auf Arcus' rechte Wange, glitten einige Zeit darüber hinweg und verfangen sich schließlich in den halbtransparenten, türkisen Vorhängen, die Mutter ausgesucht hatte, um dem schweren Holz der Wandvertäfelung, ein – wie sie es auszudrücken pflegte – frohes Gegenüber zu bescheren. Arcus' Mutter hatte, bevor sie seinen Vater kennengelernt hatte, eineinhalb Semester lang Inneneinrichtung an einer niederösterreichischen Privatuniversität studiert. Sie hatte nach der Hochzeit, die – wie damals auch in überreichen Familien üblich – das Ende des Studiums und ihrer Eigenständigkeit sowie den Beginn einer gewissen Abhängigkeit von ihrem Mann bedeutete, nicht aufgehört, sich ein-

zubilden, eine Meisterin dieses Fachs zu sein, was sie, ihrer Ansicht nach, ohnehin bereits vor dem Studienbeginn gewesen war. Schließlich hatte sie sich in der Ausübung des Feng Shui verloren und aus dem Haus, in der besten Absicht, die blockierten Energien der Räumlichkeiten zu entfesseln und das Qi frei zum Fließen zu bringen, das gemacht, was es heute war: ein Horrorkabinett und Dorn im Auge jedes Ästheten und jeder Minimalistin. Vollgestopft nicht nur mit teurem, aber billig aussehendem Krempel aus aller Welt, der offenbar den Familienstatus für Besuchende zementieren sollte, sondern auch mit Kitsch-Kunstwerken, die Arcus bereits in seiner Jugend, als der Wunsch, Künstler zu werden, sich konkretisierte, täglich die Netzhaut verbrannt hatten. Mutters abgebrochene Ausbildung war nichts als Ablenkung, Zerstreuung gewesen, denn jemand, der von einer altadeligen Familie abstammte, führte einen Beruf ohnehin nur als Zeitvertreib aus, als nettes Spiel, bei dem man mit solch einer Startposition nicht verlieren konnte.

Wäre nicht zufällig ein Blaumeisenjunges gegen die Scheibe geflogen, hätte ein heimlicher Beobachter denken können, Arcus wäre kein lebender Mensch, sondern konserviert, wie die Tiere rings um ihn, die sein Vater im Laufe seines Lebens erlegt und hier, zum Leidwesen der restlichen Familienmitglieder, zur Schau gestellt hatte. Arcus zuckte zusammen, er riss den Kopf zur Seite und schoss in die Höhe, als hätte ihm jemand ein glühendes Eisen in den Rücken gebohrt. Ihm schwindelte vom langen Sitzen. Er griff nach einem Lampenstiel, der sich im Halbkreis über das Sofa in Richtung des kniehohen Tischchens bog, doch die Stange war zu dünn, um ihm ausreichend Halt zu geben. Er riss

die Lampe um, kam dabei in eine Schräglage und hielt sich stöhnend an der Armlehne des Sofas fest. Das Ledersofa kommentierte jede Bewegung seiner Hand mit einem leisen Knarzen. Als sich das Zimmer in seiner Wahrnehmung wieder langsam zusammengesetzt hatte, ließ er die Armlehne los und richtete den Oberkörper auf.

Er sah die gebleckten Zähne eines Fuchses, der ihn mit bedrohlichem Blick fixierte. Seine um zwei Jahre ältere Schwester Judith hatte als Kind stets einen großen Bogen um dieses Raubtier gemacht, das Vater direkt neben dem Sofa platziert hatte. So komme es wegen des Lichteinfalls besser zur Geltung, hatte Mutter ihm beigepllichtet, als Judith sich wieder einmal über den bösen Blick des Tiers beschwert hatte, der ihr Angst machte.

Wie eine Peitsche fuhr Arcus die Wut aus dem Bauch in den rechten Arm. Er schlug dem Fuchs von unten auf die Schnauze. Der ausgestopfte Kopf war härter als erwartet. Auch beim zweiten Schlag, diesmal von der Seite, gab er nur wenig nach, sodass sich zumindest die Vorderpfoten aus dem Holzsockel lösten. Arcus bemerkte, dass seine blasse Haut, da er die Zähne des Fuchses erwischt hatte, an den Knöcheln des Mittel- und Ringfingers aufgerissen war. Er steckte sich die verletzten Stellen in den Mund und saugte das Blut weg. Erneut kroch eine Welle von Wut in ihm hoch. Mit dem rechten Ellbogen holte er, wie er es als Kind bei den Wrestlern nicht ohne Staunen beobachtet hatte, aus und schlug dem Tier von oben aufs Genick. Da knickte der Fuchs endlich ein und krachte zu Boden. Wie von Sinnen trat Arcus darauf ein und ärgerte sich gleichzeitig darüber, dass es ihm so leichtfiel, die gelassene

Stimmung, die er sich in dreistündiger Meditation mühsam erarbeitet hatte, in weniger als drei Minuten zunichte zu machen. Seine Augen beschlossen, zu weinen, sein Mund beschloss, zu lachen, er tat beides zur selben Zeit, stolperte über den doppelt getöteten Fuchs in Richtung Fenster und öffnete zuerst die inneren, dann die äußeren Flügel. Und dort, am Fensterbrett, lag der kleine Vogel, der vorhin gegen die Scheibe geflogen war. Er bewegte sich nicht. Arcus fragte sich, wie man feststellte, ob ein Vogel gestorben war. Er nahm ihn in die Hände. Der Körper fühlte sich weich an, zerbrechlich und zart. Er hielt das kleine Ding an sein linkes Ohr. Ob er den Herzschlag vernehmen konnte? Nichts zu hören. Sollte er ihn zu seinen ausgestopften Freunden legen? Nein, er würde ihn dort liegen lassen, wo er ihn gefunden hatte. Ein Fuchs würde kommen, um den noch warmen Kadaver zu fressen.

Norbert Maria Kröll bei Kremayr & Scheriau

kremayr
& scheriau

Norbert Maria Kröll
Die Kuratorin



Als Kuratorin eines renommierten Museums sorgt Regina Steinbruch für Aufsehen in der Kunstwelt. Sie ist Karrierefrau durch und durch; um ihre Ziele zu erreichen, geht sie rücksichtslos ihren Weg – flink vorbei an den verachteten männlichen Kollegen. Als Regina bei einem One-Night-Stand schwanger wird, gerät ihre Welt aus den Fugen, und selbst, als sie entscheidet, das Kind ihrer besten Freundin zur Adoption zu übergeben, findet sie nicht zur Ruhe. Baby Toms unwiderstehlicher Geruch bringt die knallharte Fassade der Kuratorin zum Bröckeln und Stück für Stück tritt ein empfindsamer und verletzlicher Mensch in Erscheinung.

Norbert Maria Krölls dritter Roman ist eine schwarzhumorige Satire auf den Kunst- und Kulturbetrieb und stellt provokant weibliche und männliche Rollenzuschreibungen infrage. In einem schrankenlosen Gedankenstrom erzählt »Die Kuratorin« vom Mut, stark zu sein, und der manchmal noch größeren Herausforderung, auch Schwäche zeigen zu können.

»Mit Die Kuratorin ist Kröll ein gesellschaftskritischer Roman gelungen, der nicht nur traditionelle und moderne Geschlechterrollen provokant in Frage stellt, sondern zugleich den verklärten ›Mythos Mutterschaft‹ ins 21. Jahrhundert überführt.«

Sabrina Gärtner, Die Brücke

304 Seiten | ISBN 978-3-218-01336-9 | € 24,-

© Verlag Kremayr & Scheriau 2024
Bitte beachten Sie die Sperrfrist bis 10. September!

Die Arbeit an diesem Roman
wurde durch ein Stipendium des Landes Kärnten
gefördert.

LAND  KÄRNTEN
Kultur

www.kremayr-scheriau.at

ISBN 978-3-218-01444-1

Copyright © 2024 by Verlag Kremayr & Scheriau GmbH & Co. KG, Wien
Alle Rechte vorbehalten

Cover und Umschlaggestaltung: Tine Fischer

Unter Verwendung der shutterstock-Grafik Nr. 619345460 (Viktor Kunz)

Typografische Gestaltung und Satz: Ekke Wolf, typic.at

Lektorat: Paul Maercker

Herstellung: vielseitig.co.at

Druck und Bindung: FINIDR, s.r.o., Czech Republic

© Verlag Kremayr & Scheriau 2024
Bitte beachten Sie die Sperrfrist bis 10. September!